



Suche nach Heimat

Eine Begegnung mit Arthur Schnitzler und Vladimir Vertlib

von Martin G. Petrowsky

Es ist wohltuend: aus Vladimir Vertlibs Essay „Ich werde in Österreich bleiben“ (morgen 01-02/2004) darf geschlossen werden, dass es nun wieder politisch korrekt ist, von Heimat zu sprechen – Heimatgefühl als positiv besetzte Emotion wiederzuentdecken. Ohne Heimat „bist Du ein Mensch, der nirgendwo zu Hause ist, meinte der Patriot. Tragisch.“

So neigt sich also die Zeit der Tabuisierung all jener von den Nazis missbrauchten, ursprünglich in der Werteskala ganz oben angesiedelten, danach verpönten Begriffe dem Ende zu. Das ist gut, setzt allerdings, nach Jahrzehnten der bewussten Verfälschung, besondere Sensibilität bei der Verwendung dieser Begriffe voraus.

Was ist „Heimat“? Das Gespräch zwischen Vertlib, der sie in Österreich zu finden hofft, und dem Zionisten Hilel, dem 'israelischen Patrioten', bringt ebensowenig Klärung wie die hundert Jahre früher verfassten Dialoge der Protagonisten in Arthur Schnitzlers Roman „Der Weg ins Freie“.

Bedrückend ist allerdings die Kombination von Klischeevorwürfen und übersteigter Empfindlichkeit, mit der Vertlib, der als Fünfjähriger nach Österreich kam, seine Erfahrungen und Beobachtungen über den Zustand seiner neuen Wahlheimat Österreich zu interpretieren versucht. Er beginnt mit dem unvermeidlichen Seitenhieb auf „Österreich, die Heimat Hitlers“ und führt damit gleichzeitig – im Wissen um dessen Emigration nach Deutschland, wo er seine politischen Vorstellungen eher verwirklichen zu können hoffte – seine eigene Definition von „Heimat“ („ich liebe die österreichische Variante des Deutschen, ich habe eine emotionelle Bindung an die Stadt Wien ..., die Mentalität der Menschen ist mir vertraut...“) ad absurdum. Er fährt fort mit der Feststellung, er teile „die Schicksalsschläge dieses Landes. Denken Sie an Haider“, ohne zu hinterfragen, welche enormen Versäumnisse der früheren Politik erst den Zulauf zu diesem begabten Demagogen provoziert haben. Und er vergleicht zuletzt die Repräsentanten der, wie er unter Anführungszeichen schreibt, „Freiheitlichen“ Partei mit jenen „älteren Herrschaften im Augarten, die ihn, als er als Kind versucht hatte, die Allee mit langen Schritten auszumessen, wohlwollend gefragt hätten „tun wir marschieren üben, bravo!“ und die ihn, wäre er „damals“ schon am Leben gewesen, umgebracht hätten.

Diese geschmacklose Pauschalverurteilung der Österreicher als Nazi-Mörder nur aufgrund der Sympathie einiger alter Herren für den kindlichen Stechschritt geht nun eindeutig zu weit (und ich frage mich, ob man nach Vertlib heute die schöne Eingangsszene der „Carmen“ mit dem Marsch der Kinder nicht mehr aufführen darf...).

Die wilden Eingeborenen...

Eine andere Wortwahl Vertlibs führt mich allerdings auf jene Spur, die seine Überreaktion erklären helfen könnte: er spricht von den Bewohnern seines Gastlandes, wohl ironisch, als von den „wilden Eingeborenen“. Diese Etikettierung, dazu geeignet, Wunden der Vergangenheit aufzubrechen, wäre im Lichte der Tatsache, dass Österreich als wohl einzige Großmacht in den Jahrhunderten der Kolonialisierung weder Sklavenhandel betrieben, noch die „Eingeborenen“ als Untermenschen missachtet hatte, wiederum unangemessen, würde sie nicht – aus Arthur Schnitzler's Dialogen entlehnt sein! Ich las also bei Schnitzler nach und bei ihm, dem großen Psychologen und Kenner der jüdischen Seele, finden wir auch die Ratschläge, die ich Vladimir Vertlib geben möchte, damit er es sich nicht schwerer als nötig macht mit der Entwicklung seines neuen Heimatgefühls.

Auf den Spuren Arthur Schnitzlers

In „Der Weg ins Freie“ lässt Schnitzler Gläubige und Freidenker, Juden und Nichtjuden über die Frage diskutieren, wie man in der Fremde Heimatgefühl entwickeln, sich „in Feindesland“ zurechtfinden könne. „Manchmal ist man ja wirklich daheim, trotz allem, fühlt sich hier so zu Hause, ja geradezu heimatlicher, als irgendeiner von den sogenannten Eingeborenen sich fühlen kann“, lässt er den jüdischen Schriftsteller Heinrich Bermann sagen¹.

Anlass für diese Erörterung ist die Verunsicherung, die sich der jüdischen Mitbürger durch den zunehmend aggressiver werdenden Antisemitismus bemächtigt. In einer Fülle tiefsinniger Dispute geht Schnitzler den Ursachen und den Folgen antisemitischer Einstellungen auf den Grund, doch er mischt die üblichen Standarderklärungen gehörig durch. Der erfolgreiche jüdische Geschäftsmann Ehrenberg beklagt sich zum Beispiel darüber, „daß auch mein Sohn Oskar ein Antisemit ist“, wozu seine Frau seufzt „Überall sieht er Antisemiten, selbst in der eigenen Familie“; sein Gegenüber (Eigendefinition: nicht getauft, aber auch nicht Jude²)



erwidert: „Das ist die neueste Nationalkrankheit der Juden. Mir selber ist es bisher erst gelungen, einen einzigen echten Antisemiten kennenzulernen. Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, lieber Herr Ehrenberg, daß der ein bekannter Zionistenführer war.“³

In einem Disput über die Sinnhaftigkeit politischen Engagements läßt Schnitzler Ehrenberg wenig später resigniert feststellen: „...es wird euch jüdischen Sozialdemokraten geradeso ergehen, wie es den jüdischen Liberalen und Deutschnationalen ergangen ist.“ – „Inwiefern?“ – „Das werd ich Ihnen gleich sagen. Wer hat die liberale Bewegung in Österreich geschaffen? ... Die Juden! Von wem sind die Juden verraten und verlassen worden? Von den Liberalen. Wer hat die deutschnationale Bewegung in Österreich geschaffen? Die Juden. Von wem sind die Juden im Stich gelassen ... was sag ich, im Stich gelassen ... bespuckt worden wie die Hund? ... von den Deutschen! Und geradeso wird's ihnen jetzt ergehen mit dem Sozialismus und dem Kommunismus. Wenn die Suppe erst aufgetragen ist, so jagen sie euch vom Tisch.“⁴

Als schließlich Heinrich vom Schicksal seines Vaters berichtet, der Parlamentarier gewesen und von seinen Parteifreunden auf unschöne Art aus seinen Funktionen gedrängt worden war, und von ihm als tragisch-komischer Figur spricht („Ein Jude, der sein Vaterland liebt ... mit Solidaritätsgefühlen, mit dynastischer Begeisterung, ist unbedingt eine tragikomische Figur...), sagt sein 'arischer' Freund Georg unwillig: „Man hat wirklich manchmal den Eindruck, daß Sie überhaupt nicht mehr imstande sind, etwas anderes in der Welt zu sehen als immer und überall die Judenfrage. Wenn ich so unhöflich wäre, ... würde ich Sie, ... Sie verzeihen schon, verfolgungswahnsinnig nennen.“⁵ In seiner ausführlichen Antwort („So, also Verfolgungswahnsinn nennen Sie das...“) stellt Heinrich die Gegenfrage: „Glauben Sie, daß es einen Christen auf Erden gibt ... der nicht in irgendeinem Augenblick des Grolls ..., selbst gegen seinen besten Freund, gegen seine Geliebte, gegen seine Frau, wenn sie ... jüdischer Abstammung waren, deren Judentum ... ausgespielt hätte? ... Was Sie Verfolgungswahn zu nennen belieben, lieber Georg, das ist eben ... nichts anderes als ein ununterbrochen waches, sehr intensives Wissen von einem Zustand, in dem wir Juden uns befinden...“

Interessant scheint, dass Schnitzler sich der fatalen Wechselwirkungen bewußt war, die wir auch heute wieder

erleben müssen: Die als Abwehr antisemitischer Tendenzen gedachten Haltungen und Maßnahmen fördern geradezu deren Wachstum. Als ein hochgeschätzter Arzt im Gespräch ohne besonderen Anlass auf seine jüdische Abstammung hinweist, ist Georg von Wergenthin enerviert: „Seiner Empfindung nach bestand überhaupt keine Notwendigkeit, daß auch der alte Doktor Stauber ihm offizielle Mitteilung von seiner Zugehörigkeit zum Judentum machte. Er wußte es ja, und er nahm es ihm nicht übel. Er nahm es überhaupt keinem übel; aber warum fingen sie denn immer selbst davon zu reden an? Wo er auch hinkam, er begegnete nur Juden, die sich schämten, daß sie Juden waren, oder solchen, die darauf stolz waren und Angst hatten, man könnte glauben, sie schämten sich.“⁶

Ist Schnitzler durch den Lauf der Geschichte nicht überholt?

Warum habe ich hier so ausführlich Schnitzler zitiert? Zweifellos ist die Lage der Juden in den letzten Jahren der Monarchie grundsätzlich nicht vergleichbar mit der Situation nach dem Holocaust!

Ich denke aber, wir alle sind aufgerufen, aus der Geschichte zu lernen, um die Wiederholung von Katastrophen zu vermeiden. Zwischenmenschliche Beziehungen, ob sie sich im privaten oder im öffentlichen Raum manifestieren, sind psychologische Vorgänge; Störungen müssen im Rahmen der Psychologie analysiert und nach Möglichkeit beseitigt werden. In meinem Essay „Ich möchte im Sommer schwarz wie ein Neger sein – Kann Sprache das Denken ändern?“ (Wiener Zeitung vom 21.8.2001) habe ich darauf hingewiesen, dass das Verbot von negativ besetzten Worten (z.B. „Neger“) nicht dazu führt, negative Assoziationen zu verhindern. Zielführend ist ausschließlich die Strategie, die negativen Assoziationen (den „semantischen Hof“) durch hartnäckige Aufklärungsarbeit mit positiven zu überlagern – völlig unabhängig von der Frage, durch welches Synonym ein Begriff politisch korrekt ersetzt wird.

Die psychologischen Vorgänge aber sind aufgrund der Struktur des menschlichen Gehirns – leider – keinem raschen Wandel unterworfen – und so scheint es durchaus angebracht, bei den Ratschlägen, die man Vladimir Vertlib geben könnte, auch Anleihen bei Arthur Schnitzler zu nehmen!



Wie entsteht Zugehörigkeitsgefühl?

Jeder Mensch hat, als soziales Wesen, das Bedürfnis, sich Gruppen, mit denen er sich identifizieren kann, anzuschließen. Wie oft aber, und besonders wenn man jung und sensibel ist, passiert es, dass man zurückgewiesen wird! Wie schwer ist es, mit diesen Frustrationen fertig zu werden! Doch gerade diese Prozesse sind wichtig für die Entwicklung – ein Durchmarsch durch offene Türen hat noch keinen Menschen zu einer Persönlichkeit geformt. Ich selbst habe oft unter meiner Außenseiterrolle gelitten – ob sie daraus resultierte, dass ich lang und dünn war oder dass ich hochdeutsch sprach (obwohl in Wien von Wiener Eltern geboren, wurde ich ständig mit der Feststellung gekränkt, ich könne kein Wiener sein...) oder ob anderes daran „schuld“ war, weiß ich nicht. Letztlich habe ich lernen müssen zu akzeptieren, dass Nonkonformismus (ob im Aussehen, im Denken oder im Handeln) auch bereichert, und ich hatte das Glück, viele Freunde zu finden, die die Abweichung von der Norm offensichtlich nicht störte. Jedenfalls bin ich nie auf die Idee gekommen, dieses Andersseins wegen Wien nicht als meine Heimat anzusehen.

Sehr wohl habe ich aber, einmal erwachsen und international beehrter EDV- und Organisations-Experte, ans Auswandern gedacht – nicht nur, weil die große weite Welt verlockend rief, sondern auch, weil mich in Österreich vieles störte. Dass ich dann doch blieb, mag mehrere Gründe haben; ich bin aber sicher, dass ich in einem Gastland ebenso heimisch geworden wäre, wie viele meiner Verwandten und Freunde, die in die Fremde zogen und dort Karriere machten. Und ich bin auch davon überzeugt, dass ich mich in einem solchen Gastland über die täglichen Blödheiten in Politik und Kultur weniger aufregen müsste, als ich es über die hiesigen tue: da man sich in einem Gastland, in einer neuen „Heimat“, nicht kollektiv mitverantwortlich fühlen muss für jede Fehlentwicklung, sieht man viel lockerer darüber hinweg.

Warum dieser persönliche Rückblick?

„Je älter ich wurde“, schreibt Vertlib, „desto mehr paßte ich mich in Sprache, Mentalität und Gehabe den Eingeborenen an. Bald war ich – bei oberflächlicher Betrachtung – nicht mehr von ihnen zu unterscheiden.“

Eben! Der kleine Vertlib war bald ein ganz normales Wiener Kind – so normal wie der kleine Petrowsky, der auch seine Akzeptanzprobleme hatte und oft gehänselt

wurde. Der kleine Vertlib aber habe (er meint offenbar, im Gegensatz zu den eingeborenen Kindern), nachdem er „in diesem Land heimisch geworden war, einen hohen Preis dafür bezahlt, habe sich selbst oft verleugnet und in Frage stellen und die Beziehung zu seinem Umfeld ständig neu definieren müssen“. Und der große Vertlib klagt, „gerade heute manchmal das Gefühl zu haben, in Österreich wieder fremd zu sein, aber dieses Gefühl sei nicht neu...“ – „Du mit deinem Hintergrund müßtest jetzt eigentlich auswandern“, habe eine gute Freundin zu ihm gesagt.

Das Problem heißt „Hintergrund“

Der „Hintergrund“ führt uns zurück zu Schnitzler. Warum nur neigt ein Mitbürger jüdischer Abstammung, der genauso aussieht wie unsereins, der genauso spricht wie unsereins, der im selben Freundeskreis verkehrt und der sich über dieselben politischen Entwicklungen Sorgen macht wie unsereins – warum nur neigt er so häufig dazu, alles im Licht seines persönlichen „Hintergrunds“ zu interpretieren, auch die allgemeinsten Dinge persönlich auf sich zu beziehen? Warum nur (und ich spreche hier natürlich nicht von orthodoxen Juden, die sich aus religiöser Überzeugung von ihrer Umgebung abgrenzen) kann er Kritik, oder Widerspruch, nicht auffassen als „normale“ intellektuelle Herausforderung, wie jeder von uns es tun sollte, statt gleich Feindschaft und Antisemitismus dahinter zu wittern? Zitieren wir noch ein letztes Mal Schnitzler⁷: „Schon wieder einer, den man beleidigt hat! Es ist wirklich absolut ausgeschlossen, mit diesen Leuten harmlos zu verkehren.“ Und ein paar Seiten später⁸: „Georg hielt es allerdings für möglich, daß Heinrich ... Feindseligkeiten und Verfolgungen auch dort witterte, wo vielleicht nur Gleichgültigkeit oder Antipathie vorhanden waren.“

Vladimir Vertlib stammt zwar aus St. Petersburg, ich halte ihn aber für einen durchaus waschechten Österreicher – genauso Österreicher übrigens, wie ich einer bin, denn die ersten 4 Jahre meines Lebens habe ich auch nicht in meinem Heimatland, das es damals nicht gab, verbringen können... Ich wünsche ihm von Herzen, er möge Erfolg haben in seiner „Herausforderung, sich täglich ein positives Österreichbild neu erschaffen zu müssen“ – aber, bitte!, nicht im Bewusstsein seines „anderen Hintergrunds“, sondern im Bewusstsein, dass es dem Petrowsky und vielen anderen „Eingeborenen“ genauso geht! »



Und wenn es ihm gelingt, von seinen zu Beginn dieses Artikels kritisierten Klischee-Vorwürfen abzurücken, wird er gleichzeitig auch einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der Gesprächskultur leisten: Wenn Ariel Sharon nämlich unlängst ohne Widerspruch seitens seiner Landsleute sagen durfte, er lehne es ab, eine Trennlinie zwischen Kritik am Staat Israel und antisemitischen Äußerungen zu ziehen; „wir reden über kollektiven Antisemitismus; der Staat Israel ist ein jüdischer Staat und danach richtet sich auch die Einstellung gegenüber Israel...“ (so berichtet in der Wiener Zeitung vom 25.11.2003) nähern wir uns, wie immer wenn Pauschalurteile oder Klischees im Spiel sind, gefährlich einer Situation, die jedes Verständigungsgespräch unmöglich macht.

Ich denke, davor müssen wir uns am meisten hüten. □

1 Alle Zitate sind entnommen der Ausgabe: Arthur Schnitzler, Der Weg ins Freie; Verlag der Nation, Berlin 1990, S 158

2 S 72

3 S 73

4 S 82

5 S 250

6 S 37

7 S 49

8 S 95

Dieser Beitrag erschien mit dem Titel „Heimisch? Fremd? Zu Hause?“ und geringfügigen Änderungen in der Ausgabe 05/2004 von „morgen“, Kulturzeitschrift aus Niederösterreich.

Ernst Waldinger

VON DER LIEBE ZUR HEIMAT

*Nach Recht und Unrecht fragt die Liebe nie:
Die Heimat ist wie eine Melodie,
ein Ammenlied, ins Herz dir eingesungen -
du nahst im Geist ihr wie der Mutter Knie,
das deine Kinderarme einst umschlungen.*

*Nach Recht und Unrecht fragt die Liebe nie,
und welcher Schuld man auch die Menschen zieh,
Kains Söhne, die zum Brudermord gedungen;
die Heimat, die dir Wort und Seele lieh,
du atmest sie wie Bergluft in die Lungen.*

*Geruhsam geht der Fluß und grast das Vieh:
Lausch inniger und hingegebner, sieh:
Grün strahlt das Land und spricht mit stillen Zungen.
Nach Recht und Unrecht fragt die Liebe nie,
den Trost hast du dem Unheil abgerungen.*

aus: Ernst Waldinger, *Glück und Geduld*; Frederick Ungar Publishing Co, N.Y. 1952